



## PETER-JOSEPH-LENNÉ-PREIS 2020

Ideenwettbewerb zur Landschaftsentwicklung und Freiraumplanung

Festrede zum  
30.10.2020





## Meine Damen und Herren, verehrte Preisträgerinnen und Preisträger,

als gebürtiger Berlinerin kenne ich Peter Joseph Lenné seit meiner Kindheit. Und im Jubiläumsjahr von 30 Jahre Wiedervereinigung kann ich vielleicht hinzufügen: Seit meiner Ostberliner Kindheit. Das spielt vielleicht heute keine Rolle mehr, für die Erinnerung an den guten, alten Lenné jedoch sehr wohl.

Es waren Herbsttage wie diese, manchmal grau und feucht, manchmal strahlend blau und frisch, meist sonntags, wenn ich mit meinen Eltern in der S-Bahn von Köpenick Richtung Potsdam fuhr. Zu Erinnerung für alle Nachgeborenen, wie Brecht sagen würde, umfuhr man damals die Westberliner Insel über Schönefeld, um von dort in einen Regionalzug zu steigen und über die Vorstädte in die Bezirkshauptstadt zu gelangen.

Am Eingang des Schlossparks Charlottenhof begann das Abenteuer. Ich sprang auf den kleinen Wegen zwischen den schönen weißen Statuen umher, am Rande der sorgsam gemähten Rasenflächen standen die alten Linden und die Rotbuche, alle bereits fast entlaubt von der frostigen Luft des nahenden Winters. Meine Eltern wiederholten immer wieder den Namen „Lenné“: Dieser Genius, diese Sichtachsen! In den kleinen Säulengängen des weiß getünchten Schloss Charlottenhofs stellten wir uns dann immer vor, wie es wäre hier zu wohnen. Jeden Tag aufzuwachen mit diesem Ausblick.

Unsere Spaziergänge endeten meist am Belvedere am Klausberg. Das war damals ein mystischer, ein verbotener Ort. Bei einem kleinen Marsch bergaufwärts kamen wir aus der Puste, vorbei am Drachenhaus und den verwilderten Weinhängen, die kaum noch erkennbar waren und dann quetschten wir uns durch die Absperrungen. Da lag es, die verwachsene Erhabenheit, das Belvedere, thronend im Gestrüpp, selbst die umgestürzten Marmorsäulen strahlten eine Größe aus, wie ein in der Schlacht gefallener König. Und dann schauten wir die verwilderte Sichtachse hinunter und stellten uns vor, wie Friedrich II hier die Aussicht genoss und Briefe an Voltaire schrieb. Wenn die Sonne tief stand, suchten wir dann nach den schönsten Marmorbrocken und stopften uns die Taschen voll. Wir nahmen ein Stück Geschichte, ein Stück Frankreich und ein Stück Lenné mit in unsere grauen Vorstadthäuser.





Historikerinnen, wie ich von Hause eine bin, würden diese Erzählung vielleicht als Lenné-Rezeption in Ostdeutschland labeln. Vielleicht stimmt das auch. Unserer Familie ging es sicher nicht allein so. „Sans Souci“ und andere Brandenburger Schlösserparks waren an Wochenende voll mit spazierwütigen Ostberlinern, die den tristen Altbaufassaden, den grauen Neubauklötzen und dem Trabimief der DDR-Hauptstadt entflohen. „Sans Souci, das heißt ‚ohne Sorge‘ und ist Französisch!“ – wie meine Eltern mir damals wirklich stolz übersetzen – war tatsächlich ein Ort, an dem sich die Sorgen vergessen ließen. Diese Parks waren Orte, an denen sich die Eintönigkeit des DDR-Alltags einfach wegträumen ließ. Ja, mehr noch: Es waren eine der wenigen Orte wirklicher Ästhetik, Vollkommenheit, Schönheit, die sich wie ein Balsam auf die Seele legten, wie eine dünne, schillernde Schicht über den Dreck, den Kohlemief und die sozialistische Provinzialität, der sich da abgelagert hatte. Die Parks als Fluchtort aus der DDR-Tristesse.

Diese Stadt feierte Anfang Oktober 30 Jahre Wiedervereinigung. Seit 30 Jahren lebe ich in einer neuen Stadt, einem neuen Land. Das Belvedere ist heute kein mystischer Ort mehr. Es wurde bereits 2002 komplett renoviert und ist heute eine Touristenattraktion und in jedem Reiseführer zu finden. Es ist mittlerweile einer der Sightseeing-Highlights der Potsdamer Landschaftsarchitektur.

Ich war noch einmal da. Das war vielleicht vor acht Jahren. Damals habe ich für französische Bekannte eine Tour durch „Sans Souci“ gemacht. Zu meinem inneren Sieg konnte ich ihnen die Geschichte vom Belvedere auf Französisch erklären. Und „Sans Souci“ musste ich den Franzosen ja nicht erklären. Ich hatte jahrelang in Paris und Lille studiert und fühlte mich in der Sprache zu Hause.

Aber die Tour endete mit einem Scheitern. Ich hatte mir die Wiederbegegnung mit dem Belvedere, Charlottenhof, Friedrich II und Lenné anders vorgestellt. Zu meiner Enttäuschung hatte ich auch das Gefühl, dass die Franzosen meine Geschichte nicht verstanden. Sie sahen nur frisch angemalte Schlösschen, so wie es für sie hunderte in Frankreich gibt. Unsere Sehnsucht von damals konnte ich ihnen nicht erklären.

Im Jahr 2020 feiern Parkanlagen und Gärten wieder eine Renaissance. Sie spielen ganz oben in den Charts der bestbesuchten Orte – noch vor Mallorca oder Bali. Noch nie habe ich – vielleicht sogar seit den 1980er Jahren – so viel Zeit in Parks verbracht und auch so viele Menschen in Parks gesehen. Jedes Eckchen, jeder Graszipfel war im Sommer mit Picknickdecken belegt, hinter jedem Busch ein Kind, das nach einem Geheimnis suchte, und die Wege waren plattgelaufen von Joggingschuhen.





Die Corona-Pandemie hat uns wieder zurück in die Parks, Gärten und Wälder gebracht – wenn auch nicht ganz freiwillig. Doch als im April und Mai plötzlich nicht nur die Restaurants und Cafés, sondern auch alle Geschäfte geschlossen waren, blieben die Parks für die Stadtmenschen als einziger Treffpunkt. Vielleicht spürten ganze Familien das erste Mal, dass ein Samstag ohne Konsum und ohne Bällebad im Ikea möglich ist. Die Idee des Erholungsziels Park, so wie es Peter Joseph Lenné sich dachte, als Stadtplanung mit sozialem Anspruch, gewann dieses Jahr wieder eine ganz neue Bedeutung. Ein Begegnungsraum, in dem jeder für sich und gemeinsam sein kann, eine Oase im Stadtgetümmel, ein Vergnügen ohne Geld, für das man nur zwei Beine und ein wenig Muße braucht.

Es waren durchaus widersprüchliche Gefühle, die uns im Moment des Stillstandes ereilten: Da war das Unwohlsein einer dystopischen Vorahnung, die Präsenz des unsichtbaren Todfeindes, die existenzielle Angst, um seine Lieben, um sich selbst.

Gleichzeitig machten die Sinne vieler Menschen ganz neue Erfahrungen. Ich würde es sogar eine Urerfahrung nennen – und es ging vielen so, mit denen ich redete. Nach der ersten großen Aufregung – à la: die wichtige Geschäftsreise geplatzt, der Familienurlaub ausgefallen, Homeoffice –, setzte nach ein, zwei Wochen eine nie gekannte Ruhe ein: Ohne Flugzeuge am Himmel, wenig Autos in den Straßen, frische Luft in den Lungen, Fahrradkorsos, lachende Grüppchen in Parks, grillende Familien, flanierende Pärchen am frühen Nachmittag mitten in der Woche. Es kehrte für einen Moment so etwas wie eine Muße zurück. Auch wenn man sich nicht mehr berühren durfte, lag so etwas wie ein neuer sozialer Geist in der Luft – und er spielte sich in den Parks ab.

Vielleicht ist der Vergleich für Sie etwas unorthodox – aber ich erinnerte mich wieder an meine Kindheit: Auch wir konnten damals nicht reisen, jedenfalls kamen wir nicht sehr weit. An ein Wochenendtrip nach Paris war ja nicht zu denken. Auch shoppen und schick Essen gehen waren eher Fehlanzeige. Was meine Eltern und ich zumindest einige Jahre hatten, waren die naheliegenden kleinen Freuden. Wer sich amüsieren wollte, brauchte eine gute Portion Fantasie, Improvisationsgeist und das sich Einlassen auf das Unaufgeregte.

Ohne die Not der DDR oder die Angst in der Coronakrise zu verharmlosen, können wir dennoch aus diesen Erfahrungen etwas mitnehmen, anstatt sie als „besiegte“ Momente der Geschichte allzu rasch zur Seite zu packen.





Warum nicht einige Erfahrungen mitnehmen in eine Post-Corona-Welt. Und warum sich nicht manchmal erinnern, wie es war, als die Sehnsucht der einzige Zufluchtsort war? Haben wir durch diese Urerfahrungen unsere Stadt nicht ganz anders erlebt und sind viele Wege gegangen, die wir noch gar nicht kannten?

Das Durchatmen im April und Mai war ein Vorläufiges. Die kurze Muße und die saubere Luft waren temporär. Das wussten alle, auch Klimaaktivisten und Umweltschützer. Dennoch hat auch diese Corona-Pause abermals gezeigt, was in Zeiten des Klimawandels jedes Kind weiß: Die Grünflächen in der Stadt haben nicht nur eine soziale, sondern auch eine ökologische Funktion. Und mit Ökologie meinte ich nicht ein paar Vogelarten oder Käfer, die geschützt werden müssen. Nein, ich meine Ökologie in unserem ureigensten Interesse.

Denn nicht nur die Politik, unsere Leben und unser Erleben ändern sich, sondern auch das Klima. Nur wird die Klimaänderung nicht mit großen Jubiläen bedacht wie 30 Jahre deutsche Einheit. Achtung! Wie heißt es so schön im Neudeutsch-Sprech: Ironie off.

Hatten wir in Berlin und Brandenburg zwischen 1961 und 1990 noch durchschnittlich 6,5 Hitzetage pro Jahr, waren es seit der Wiedervereinigung mit rund 12 Tagen fast doppelt so viele. Hitzetage meint jene Tage über 30 Grad, an denen vor allem alte Menschen vermehrt an Herz-Kreislaufversagen sterben können, Tage, an denen wir nur noch vermindert arbeitsfähig sind, Kinder nicht lernen können und hitzefrei haben und der Teer in den Straßenfugen kocht.

An diesen Tagen sind Parks und Grünanlagen Oasen in der Betonwüste Stadt, die aufgeheizt auch nachts noch die Wärme abstrahlt. Im Schatten des Ahornbaums können wir dösen, Kinder rennen durch die Rasensprenger, das Mikroklima ist kühler, die Luft frischer. Parks sind deshalb nicht nur in Corona-Zeiten ein Fluchtort, sondern werden auch in Hitzesommern wie 2018 und 2019 zu zeitweiligen Wohnzimmern der Nation, wenn man es drinnen nicht mehr aushält.

Sie, als angehende Landschaftsarchitekten, haben deshalb heute eine Aufgabe, die weit über jene von Peter Joseph Lenné hinausgeht: Natürlich geht es immer noch darum, die Städte lebenswert zu machen, soziale Räume zu schaffen für alle Bewohner, vor allem für die stumme Mehrheit, die keinen eigenen Vorgarten besitzt, ihnen allen ein Stück Schönheit und Muße im Alltag zu schenken. Diese Aufgabe von Lenné hat sich nicht verändert – auch nach 200 Jahren nicht und sie ist nötiger denn je.





Aber Ihre historische Aufgabe als Landschaftsplaner des 21. Jahrhunderts ist noch eine andere: Sie können dazu beitragen, dass unsere Städte auch im Klimawandel lebenswert bleiben. Dazu brauchen wir Ihre Fantasie, ihre Professionalität und ihre Weitsicht. Wir brauchen die Grünflächen mit ihren kühlenden Schatten an heißen Tagen genauso wie den kleinen Atemzug frische Luft zwischen den Autokolonnen, die in Deutschland wahrscheinlich länger als anderen Ländern durch die Innenstädte rattern werden, mit ihrem Lärm und ihrem Mief.

Und bitte lassen Sie uns die Parks nicht zu „Erholungsstätten“ degradieren, wie es im Verwaltungsdeutsch heißt. Sie sind viel mehr als das. Sie sind für uns Städter vielleicht die einzigen Kontakte zu einer Wirklichkeit, die uns durch das Verbauen und Verkommerzialisieren der Innenstädte abhandengekommen ist, wie es der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich schon in den 1960er Jahren anmerkte. Sie geben uns etwas von dem, was Mitscherlich „Welterfahrung“ nannte.

Lassen Sie uns doch aus der Not eine Tugend machen und das Schöne und Nützliche, das Gesunde und Lustvolle, das Soziale und das Ökologische miteinander verschmelzen – denn das ist es doch, was wir vielleicht aus all den Krisen der Gegenwart und Vergangenheit lernen können.

*Susanne Götze, Berlin, 30.10.2020*



